

Denken der Differenz – Leben in Achtung vor dem Anderen

Anstöße heutiger Philosophie für das Leben in einer Gemeinschaft

Walter Schaupp, Freiburg; Melanie Wolfers, München

Der Eintritt in eine religiöse Gemeinschaft ist häufig bewusst oder unbewusst von der Erwartung motiviert, eine Gemeinschaft zu finden, von der man sich getragen, verstanden und in seinem Innersten anerkannt weiß. Die Suche nach Vertrautheit und dem Erleben gemeinsamer Weggefährtschaft ist nicht nur etwas, was Menschen einen Lebenspartner suchen lässt, sondern brennt als zutiefst menschliches Bedürfnis auch in denen, die ihren Weg in einer religiösen Gemeinschaft gehen wollen. Gerade auf dem Hintergrund der hohen Gemeinschaftsideale des Ordenslebens, die sich beispielsweise von der idealisiert gezeichneten Jerusalemer Urgemeinde inspirieren lassen (Apg 4,32: „ein Herz und eine Seele“), werden menschliche Enttäuschungen besonders schmerzlich erlebt. Manche müssen inmitten einer Gemeinschaft, in der Gebet und Arbeit geteilt werden, erfahren, dass sie das sie wirklich Bedrängende mit niemandem teilen können. Trotz äußerlich geregelter Kommunität fehlt es an echter Kommunikation. Man lebt schon viele Jahre mit anderen, und doch bleiben sie Fremde. Es gibt ein vorgeschrriebenes geistliches Miteinander, aber der gemeinsame Geist ist kaum spürbar.

Wie sind solche Erfahrungen zu beurteilen? Sind sie Zeichen von Versagen? Rechtfertigen sie das Verlassen der Gemeinschaft? Gehört das Ertragen einer bleibenden Fremdheit und mangelnden erlebbaren Einheit zu den Herausforderungen, die menschlich und spirituell gedeutet und bestanden werden müssen?

Unsere Gruppe „Theologie des Ordenslebens“ sieht es als eine ihrer Aufgaben, auch Anstöße aus der heutigen Philosophie aufzunehmen und für eine Spiritualität des Ordenslebens fruchtbar zu machen. In diesem Beitrag möchten wir an drei moderne Autoren anknüpfen, die alle in der einen oder anderen Weise einem *Denken der Andersheit oder Differenz* verpflichtet sind – Motive, die uns, wenn von Gemeinschaft und Beziehung die Rede ist, oft vergessen erscheinen und die doch ein erhellendes, wenn auch ungewohntes Licht auf die genannte Problematik zu werfen versprechen.

1. Das Denken der Differenz

1.1 Die Andersheit des Anderen

Nach *Emmanuel Lévinas*, der als „Denker des Anderen“ bekannt ist, führt die Begegnung mit dem Anderen¹ in seiner Uneinholbarkeit und Einzigkeit zu einer Erschütterung der je eigenen Welt. Die Konfrontation mit der Fremdheit des Anderen, die sich für Lévinas in der Situation des „Von-Angesicht-zu-An-gesicht“ ereignet, deckt die Relativität des eigenen Ichs auf und stellt dessen spontanes Sich-selbst-Entwerfen und –Entfalten in Frage. In dieser ursprünglichen Erfahrung eröffnen sich nun für das Selbst zwei Wege: Auf dem ersten bewältigt man die Fremdheitserfahrung, indem man den Anderen den eigenen Anschauungs- und Denkformen unterwirft und ihn in den eigenen Weltentwurf einordnet. Hier hat der Andere als *Anderer* keinen Platz mehr. Auf dem anderen Weg hingegen erkennt das Subjekt die Verantwortung an, dem Anderen als ihm selbst zu antworten, und in der Anerkennung dieser Verantwortung muss es bereit sein, die eigene Verfügungsgewalt einzuschränken.

Das Antlitz des Anderen hat zunächst den Charakter der Negativität. Mit ihm tritt nämlich etwas auf, was die Einheit des eigenen Weltentwurfs negiert und die subjektive, ich-zentrierte Welt immer wieder aufbricht. Der Mensch begegnet einer fremden Freiheit, die nicht restlos in den eigenen Horizont eingeordnet werden kann. Vielmehr ereignet sich nach Lévinas die Absolutheit des Antlitzes des Anderen als Ab-solution, als unaufhörliches Sich-Ablösen von fixen Vorstellungen und Apriorismen, die das Ich vom Anderen haben kann. So fordert jede echte Begegnung das Herausgehen aus sich selbst, das Verlassen liebgewordener Vorstellungen, den Abschied von Bildern, in denen sich das Ich seine Welt zurechtgelegt hat.

Das Antlitz des Anderen appelliert an das Subjekt, der Distanz des Anderen Rechnung zu tragen und ihn in seiner Not nicht allein zu lassen. Angeblickt und angegangen vom Anderen in seiner Bedürftigkeit und Unerreichbarkeit ist diesem gegenüber Indifferenz unmöglich. Dabei ist die Not des Anderen im Tiefsten von dessen vielleicht unausgesprochenem Hilferuf geprägt: „Lass mich in meiner Sterblichkeit nicht allein!“ Die Bedürftigkeit und Begrenztheit, die Verwundbarkeit und die Not des Sterbenmüssens treten dem Subjekt als ethischer Appell entgegen, der dessen Nähe, Geduld und Solidarität einfordert. In dieser Nicht-Indifferenz, die Lévinas bestimmt als „eine Weise, durch die Differenz be-un-ruhigt zu werden, ohne daß die Differenz aufhört“,² löst sich das Ich von

¹ „Der Andere“ steht bei Lévinas für „der andere Mensch“. Wir verzichten im Text auf Schreibweisen, die eigens hervorheben, dass dieser Andere auch eine Frau sein kann.

² E. Lévinas, *Wenn Gott ins Denken einfällt. Diskurse über die Betroffenheit von Transzendenz*. München 1988, 124.

seiner Sorge um sich selbst. Das konkrete Engagement für das Leben und die Freiheit des und der Anderen sprengt den Kerker der Ichgefangenheit und der subjektiven Verschlossenheit. In der ethischen Situation, in der der Mensch dem Anspruch des Anderen antwortet, sieht Lévinas das Geburtsereignis des Subjekts und den Ursprung unbedingten Sinns. Das Sein-für-den-Anderen, die Proexistenz als neue Orientierung der Freiheit kommen dabei an kein Ende.

Dieses wesentliche Nichtbegreifen des Anderen entfaltet Lévinas in Anlehnung an das biblische Bilderverbot: Gott ist nicht von Angesicht zu Angesicht erkennbar. Der Mensch als „*imago Dei*“ spiegelt daher Gott nicht in seinem Antlitz wider, sondern ist Abbild Gottes gerade darin, dass er in seiner wesentlichen Fremdheit die Unbegreiflichkeit Gottes repräsentiert. So eröffnet sich in der ethischen Begegnung zugleich das *religiöse Verhältnis*, in dem sich die Nächstenliebe als Kriterium der Gottesliebe erweist. In diesem Sinn schreibt Lévinas: „Ich näherte mich dem Unendlichen in dem Maße, indem ich mich für meinen Nächsten, der mich ansieht, vergesse“.³

Auch im Denken des französischen Philosophen *Jacque Derrida* spielt der Begriff der Andersheit eine entscheidende Rolle. Derrida baut sein ganzes Denken auf dem Begriff der „*Differenz*“ (*differance*) auf, und will damit sagen, dass die gesamte Wirklichkeit immer nur sie selbst ist, indem sie zugleich auch das Andere dessen ist, was wir gerade von ihr empfinden, sehen oder über sie denken. Derrida geht vom Verstehen eines Textes aus. Der Sinn einer Erzählung oder eines Gedichtes wird nie endgültig erkannt und kann auch nicht endgültig behauptet werden, sondern bestimmte Sichtweisen müssen sich immer wieder durch andere, „*differente*“ Perspektiven in Frage stellen lassen. Ein Text als Sinneinheit „ist“ nur in diesem Spiel von Differenzen und man wird ihm nur gerecht, wenn man sich auf dieses Spiel einlässt. Gleiches gilt für die Anschauungen, die wir von uns, unserem Leben, von anderen und der Welt haben. Dieser Ontologie der Differenz, dieser prinzipiellen Nicht-Festlegbarkeit der Wirklichkeit entspricht bei Derrida der Begriff der *Dekonstruktion*. Damit ist die ständige Aufgabe gemeint, bislang selbstverständlich gültige Auffassungen und Meinungen über die Welt zu de-konstruieren, sie als ein mögliches Konstrukt über Wirklichkeit sehen zu lernen, sie wieder „auseinander zu nehmen“ – dies meint ursprünglich das Wort „de – konstruieren“ – und so Platz zu schaffen für das Andere, bislang nicht Gesehene. Derrida sieht es als vornehmste Aufgabe der Philosophie an, immer wieder differente Sichtweisen ins Spiel zu bringen und so gegen die Verfestigung und Monopolisierung der herrschenden Meinungen anzugehen.

³ Ders., *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. München 1987, 258.

Es ist an dieser Stelle weder notwendig noch möglich, das Denken Derridas zu kritisieren, vor allem dort, wo die Forderung nach Dekonstruktion radikaliert wird.⁴ Worum es geht, ist die Einsicht, dass die Wirklichkeit sich einfachen Festlegungen entzieht, weil sie in sich immer auch das noch nicht gesehene Differente birgt; dass Menschen immer wieder dazu neigen, sich Anschauungen von der Welt und vom Anderen zu „konstruieren“ und dass diese „Konstrukte“ die Tendenz in sich haben, sich in unangreifbarer Weise zu verfestigen; und dass man sich daher schließlich immer wieder der schmerzhaften Mühe einer Dekonstruktion unterziehen muss, also dem Prozess der Auflösung von etwas bislang Gewohntem und Sicherem. Wiederum lässt sich von hier, wie bei Lévinas, die Brücke zu Theologie und Anthropologie schlagen: Das Differenzdenken betont eine letzte Nicht-Festlegbarkeit Gottes und des Anderen, es legt den Akzent auf die Erfahrung eines uneinholbaren Nicht-Verstehens dieses Anderen und warnt vor der Versuchung, ihn nach eigenen Erwartungen und Bildern zu formen.

1.2 Die eigene Andersheit leben

Bei der italienischen Philosophin Luisa Muraro, die sich als feministische Denkerin profiliert hat, wird eine ganz andere Seite des Differenzdenkens sichtbar. Muraro denkt primär über die *eigene Andersheit*, über die eigene, nicht einholbare Differenz zu den anderen nach und spricht in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit eines „Von-sich-selbst-Ausgehens“ und „Sich-nicht-finden-Lassens“.⁵ „Von-sich-selbst-Ausgehen“ bedeutet, die eigene Differenz im Sinn der eigenen, unableitbaren Originalität zu entdecken und zur Freiheit zu finden, diese Differenz positiv zu leben. Dies setzt voraus, sich von herrschenden Meinungen und den Zwängen von Strukturen soweit wie möglich unabhängig zu machen, zur eigenen Erfahrung von Welt und Selbst zurückzukehren und im Ausgang von dieser Erfahrung das eigene Leben zu gestalten. Das „Sich-nicht-finden-Lassen“ bedeutet anzunehmen, dass es in mir etwas gibt, was dem Anderen immer unzugänglich bleiben wird. In diesem Sinn werde ich von anderen, auch von einer Gemeinschaft, nie ganz „gefunden“, sondern bin zugleich immer mehr als deren Meinung über mich.

Muraro betont, dass die eigene Differenz zu leben nicht primär bedeutet, *gegen* etwas anzukämpfen, sondern umgekehrt, *sich selbst* in ein neues Verhältnis zur Welt zu setzen, die Kraft zu besitzen, in der Differenz ihr gegenüber zu

⁴ Radikalisiert man das Denken von Derrida, dann gerät man in einen endlosen Kreislauf von Konstruktion und Dekonstruktion und jeder Wahrheitsbezug geht verloren.

⁵ Titel eines Beitrags von L. Muraro in: Diotima u.a.: *Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen*. Hrsg. v. Antje Schrupp. Königstein/Ts. 1999, 18–37.

bleiben. Was wir zuerst und zunächst verändern können, sind nicht Welt und Gesellschaft als solche, sondern unsere eigene Position in und unsere Beziehung zur Welt. Es geht, wie Muraro formuliert, um eine „Veränderung meines In-der-Welt-Seins“.⁶

Diana Sartori, ein weiteres Mitglied der sogenannten Diotima-Gruppe, entfaltet diese Idee am Beispiel der Hl. Theresa v. Avila und deren Klostergründungen. In ihr sieht sie eine Frau, die beispielhaft die Freiheit gefunden hat, „ihren“ Ort in der Welt und „ihre“ ureigene Differenz zur Welt zu leben. In dieser Entdeckung wurzeln nach Sartori Theresas‘ Klostergründungen als konkrete Orte, an denen diese neue Sichtweise von Welt innerhalb der Welt selbst Realität wird.⁷

2. Kultur der Differenz

Obwohl es auch in der christlichen Tradition viele Hinweise darauf gibt, klingt es für christliche Ohren doch immer wieder ungewöhnlich, im Hinblick auf den Anderen nicht zuerst von Verständnis, Einheit und Gemeinschaft zu sprechen, sondern von bleibender Verschiedenheit und von einer nicht einholbaren Andersheit. Gerade deshalb wollen wir im Folgenden Möglichkeiten nachgehen, das Denken der Differenz als einen notwendigen und befruchtenden Impuls für das Leben christlicher Gemeinschaft zu verstehen.

2.1 Die Unverfügbarkeit des Anderen achten

Wir begannen mit der Erfahrung, dass heute viele Ordensmitglieder nicht jene Einheit, Intimität und Gemeinschaft finden, die sie sich ersehnten. Das Denken der Differenz kann darauf aufmerksam machen, dass der Andere trotz vielleicht langer Gefährtenchaft immer auch ein Fremder bleibt, der seine eigene Art, die Welt zu sehen und seinen Weg zu gehen, hat. Es verdeutlicht, dass wir der Gefahr begegnen müssen, das Anderssein des Anderen durch unsere Bilder, die wir ihm überstülpen, zunichte zu machen; dass wir Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Anderen haben müssen, das in seiner je eigenen Gottebenbildlichkeit gründet.

Das Bilderverbot des Alten Testamentes ist Ausdruck für die religiöse Erfahrung, dass Gottes Geheimnis die endliche menschliche Erkenntnisfähigkeit unendlich übersteigt. Jedes endgültige Bild, das sich der Mensch von Gott zu

⁶ Ebd. 21.

⁷ D. Sartori, *Warum Theresa?*, sowie dies.: *Autorität stiften, Ordnung gestalten*, in: Diotima u. a., *Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen*. Hrsg. v. A. Schrupp. Königstein/Ts. 1999, 87–118 u. 119–150.

machen versucht, ist eine Verhöhnung des wahren Gottes und Ausdruck von Götzenverehrung. „Si comprehendis, non est Deus“, fasst der heilige Augustinus diese theologische Einsicht treffend zusammen: „Wenn du ihn begriffen hast, ist es nicht Gott.“ Es ist die Gottesbeziehung, die den Menschen zum Menschen macht, indem sie ihn in einem Grund verankert, der jeglichem Zugriff entzogen ist. Weil der Mensch also nur von jenem Geheimnisvollen her zu verstehen ist, der seinerseits aber alles Verstehen übersteigt, könnte man in Abwandlung des Augustinuswortes auch vom Menschen sagen: „Wenn du ihn begriffen hast, ist es nicht wirklich der Andere“, denn als Abbild Gottes hat der Mensch Anteil an Gottes Unbegreiflichkeit.

Die hier gemeinte Erfahrung der Unverfügbarkeit und des wesentlichen Nicht-Begreifens des Anderen schmerzt. Die echte Differenz tut weh, da sie immer wieder den eigenen Vorstellungshorizont sprengt. Das Leiden an der Fremdheit des Anderen hat seinen tiefsten Grund aber nicht allein in der Sündhaftigkeit des Menschen, wie es vielleicht manche spirituelle (Fehl-)Deutung nahe legt. Vielmehr kann das Denken der Andersheit verdeutlichen, dass die schmerzliche Differenz des Nicht-Verstehens zugleich grundlegend zur „conditio humana“ gehört und theologisch betrachtet in der Geschöpflichkeit und in der Freiheit des Menschen wurzelt. Wer im Anderen und in sich selbst das Geheimnis Gottes achtet, der kann die Fremdheit als Ausdruck der Unbegreiflichkeit des je größeren Gottes erfahren, und dessen Leiden an der Differenz mündet dann in die Sehnsucht nach dem Gottesgeheimnis selber, in dem alle Differenzen versöhnt sind. Die Fremdheit des Anderen zu respektieren, das Aushalten der Differenz und ihr je neues Fruchtbarmachen werden so zu einer Weise, in der Menschen gegenseitig ihre Würde wahren und Gott verehren.

Von Derrida lässt sich lernen, dass dieser Prozess, der bleibenden Fremdheit des Anderen gerecht zu werden und darin dessen eigentlicher Wahrheit immer näher zu kommen, kein bruchloser Weg ist. Er verläuft vielmehr immer wieder über eine notwendige „De-konstruktion“ bisheriger Vorstellungen, Bilder und Erwartungen, die wir in uns tragen. Und in diesem Sinn muss immer wieder etwas in uns „sterben“, damit der Andere als der, der er in Wahrheit ist, für uns hervorzutreten vermag. Gleiches gilt wohl für die Beziehung des Einzelnen zur Gemeinschaft als solcher. Sowohl bei Lévinas wie auch bei Derrida wird deutlich, dass man hier auf die Versuchung einer ganz sublimen Form von Machtausübung stößt: wenn die festgesetzten Bilder und Erwartungen nicht mehr de-konstruiert werden und der Andere und die Gemeinschaft so zu sein haben, wie es dieser Erwartung entspricht.

2.2 Das Ausgehen von sich selbst

Leben in Gemeinschaft fordert nicht nur dazu heraus, sich der Alterität des Anderen je neu zu öffnen, sondern ebenso, die *eigene Differenz*, d. h. das eigene Anderssein zu leben. Muraro betont, dass dies nur gelingt, wenn man sich in die Praxis des „Von-sich-selbst-Ausgehens“ sowie in ein „Sich-nicht finden-Lassen“ einübt. Gemeint ist, sich dem subtilen Druck widersetzen zu können, der von den Meinungen anderer und von all den Erwartungen ausgeht, die in einer Gemeinschaft herrschen. Denn immer wieder stärkt das Bedürfnis nach Anerkennung und Dazugehören die Tendenz zu Konformität. Das Ausgehen-von-sich-Selbst ist das Einüben in die Fähigkeit, sich eine eigene Sicht der Dinge zu bewahren und aus dieser Einsicht heraus in Freiheit das eigene Leben zu gestalten. Dabei geht es nicht um eine Kampfansage an andere und auch nicht darum, wiederum umgekehrt die anderen der eigenen Sichtweise zu unterwerfen. Vielmehr geht es darum, in einem sehr qualifizierten Sinn „Ich“ sein zu können neben und mit anderen. Zugleich ist dieses „Ausgehen“ immer ein Zugehen von sich auf den Anderen hin. Die geforderte Treue zum „Ich“ richtet sich dabei auf das, was ich dem Anderen in meinem Zugehen auf ihn immer wieder *anbiete*. Und sie beinhaltet, sich im Sinn einer positiven Resignation damit abzufinden, dass ich nie ganz von ihnen *gefunden* werde, d. h. verstanden werde in dem, wer ich selbst bin.

Auch die christliche Theologie der Schöpfung und Berufung fordert die Treue zur eigenen Originalität geradezu heraus. Dabei geht es nicht um eine gekünstelte Extravaganz, sondern um die Achtung der eigenen Besonderheit, in der sich die Schöpferkraft Gottes manifestiert. Wer sich nicht bemüht, das „Eigene“ zu entdecken und zu entfalten, sondern in einer wie auch immer gearteten Masse unterzugehen, negiert einen Schöpfungsgedanken Gottes. In diesem Sinn wäre Selbstverleugnung Gottesverleugnung.

Aus dem Recht und der Pflicht, die eigene Differenz zu leben, folgt neben der Herausforderung für den je persönlichen Reifungsweg für eine *christliche Gemeinschaft* die Notwendigkeit, denjenigen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, die eine Tendenz zur Konformität und zum „Untertauchen“ haben. Manchmal verbirgt sich hinter diesen Haltungen eine unerlöste Selbstablehnung, die im frommen Gewand der Demut einhergeht, an deren Wurzel aber eine Verachtung der eigenen Geschöpflichkeit und des Schöpfers selbst steht. Wahre christliche Selbstverleugnung hingegen setzt eine tiefe Selbstannahme voraus, die das eigene Selbst aus Liebe an Gott hingibt und nicht aus Verachtung wegwirft. Entsprechend stellt sich für Ordensgemeinschaften die Aufgabe, nicht aus Angst vor Stolz Talente klein zu machen und zu nivellieren, sondern ihre Mitglieder zu ermutigen, ihre Gaben, ihr Gewordensein, ihr Frau- oder Mannsein mit ganzem Herzen für das Reich Gottes einzusetzen. Ob diese

sich dann auch darum bemühen, ihr Wirken nicht primär auf die Darstellung ihrer selbst, sondern zunehmend auf Gott und das Wohl von Menschen hin zu orientieren, zeigt dann konkret, ob und wie sie ihre Berufung leben.

2.3 Die Differenz zur Welt leben

Die eigene Differenz zu leben bedeutet für Christen und für christliche Gemeinschaften auch, eine Differenz *zur Welt* zu leben. Diese Nicht-Übereinstimmung mit der „Welt“ ist die Voraussetzung dafür, überhaupt „Salz der Erde“ sein zu können, wie Jesus es seinen Jüngern und Jüngerinnen zumutet. Dabei geht es dem Christentum keineswegs um ein *beliebiges* oder weltentrücktes Anderssein, das in Abgeschlossenheit für sich gelebt wird, sondern um eine Differenz, die in der Lage ist, Illusionen abzubauen, Verkrustungen aufzubrechen und Wahrheit ans Licht zu bringen. Nun hat diese Differenz zur Welt in jeder Zeit ihre besondere Gestalt, die je neu gefunden werden will, wenn sie fruchtbar sein soll. Die hier gemeinte Differenz zur Welt erwächst aus einer tiefen Fähigkeit, auf die Welt zu hören und daraus das entscheidende Spannungsverhältnis zu entdecken, welches in der Lage ist, die Welt mehr zu sich selbst zu bringen. Deshalb genügt es nicht, bestimmte Formen des christlichen Lebens einfach hin zu tradieren, denn es kann sein, dass eine neue Zeit nach einer anderen Differenz verlangt, die gelebt werden will. Das Finden dieser fruchtbaren Differenz ist nicht nur um der Welt willen notwendig; auch das christliche Leben selbst gewinnt seine innere Lebendigkeit nur daraus, wenn dieses hier und jetzt entscheidende Spannungsverhältnis zur Welt gefunden worden ist.

Wie erwähnt legt Muraro, ohne sich ins Unpolitische zurückziehen zu wollen, im Unterschied zu manch anderen Entwürfen den Akzent darauf, dass die Differenz zur Welt etwas ist, das man primär *selbst* zu leben hat. Das *eigene Leben*, die *eigenen Beziehungen* und die *eigene Gemeinschaft* sind der Ort, an dem diese Differenz ablesbar sein muss. Das Differenzdenken vertraut darauf, dass die dadurch entstehende *Spannung* mit der Zeit die Welt selbst verändert. Es baut darauf, dass eine neue Art und Weise, *in der Welt* zu leben, ihr *gegenüberzutreten* und sie zu *deuten*, diese Welt selbst nicht unberührt lassen wird.

2.4 Die bleibende Einsamkeit

Die Erfahrung, dass der Andere immer ein Fremder bleibt, verweist auf die elementare Einsamkeit des Menschen, aus der es kein Entrinnen gibt. Wenn diese Einsamkeit aber nicht positiv bejaht wird, so entwickelt sie sich zu einem heimlichen Störfaktor, der auf Dauer jedes Gemeinschaftsleben behindert. Denn wer seine Einsamkeit nicht im Tiefsten anzunehmen versucht, unterliegt

der Versuchung, sich zu anderen zu flüchten und in der Gemeinschaft das „re-medium solitudinis“, das Heilmittel gegen die Einsamkeit zu finden. Diese Tendenz überfordert jedoch jeden Anderen und auch eine Gemeinschaft als Ganze, und die Idealisierungen führen mit gesetzmäßiger Regelmäßigkeit zu Frustrationen. Für Ordensgemeinschaften gilt daher ganz besonders die Notwendigkeit, Räume zu schaffen, in denen die Tradition des „Eremitendaseins“ gelebt und als geistlicher Reichtum erfahren werden kann. Das können beispielsweise besondere Zeiten des Schweigens sein, Einkehrtage, Wüstenzeiten oder Exerzitien. Es braucht eine Kultur des Alleinseins, das menschlich und geistlich gestaltet werden will und wozu auch die Erfahrung gehört, mit sich selber etwas anfangen zu können, sei es musisch, kreativ, in der Lektüre oder Natur.

Vor allem das persönliche Gebet bietet den Raum, mit seinem Alleinsein vor Gott zu stehen und in ihm allein jene Geborgenheit zu suchen, die menschliche Gemeinschaft nie geben kann. Gebet ist der Ort, um sowohl die eigene Fremdheit, die Differenz des Anderen und die (gemeinsame) Differenz zur Welt nicht nur auszuhalten, sondern sie Gott hinzuhalten. Nach einem Wort von R. Tagore besteht das Wesen der Freundschaft darin, über der Einsamkeit des Anderen zu wachen. Könnten wir nicht im Glauben an den uns fremden und uns nahen Gott es ihm anvertrauen, über unserer Einsamkeit zu wachen?